

Wie geht eigentlich normal?

**Mein Leben
zwischen Kochtopf und Todestrakt**

Autobiografie

Ava J. Thompson





© 2024 Ava J. Thompson

Website: <https://www.avathompson.de>

Facebook: www.facebook.com/avajthompson

Instagram: [@ava_thompson_autorin](https://www.instagram.com/ava_thompson_autorin)

TikTok: [@avajthompson](https://www.tiktok.com/@avajthompson)

Cover von: Ava J. Thompson

Fotos: Ava J. Thompson

Illustrationen: Depositphotos.Inc.

ISBN Softcover: 978-3-384-30226-7

ISBN Hardcover: 978-3-384-30227-4

ISBN Großschrift: 978-3-384-30228-1

Druck und Distribution im Auftrag der Autorin:

tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg, Deutschland

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist die Autorin verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne ihre Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag der Autorin, zu erreichen unter:

Ava J. Thompson
c/o Sisis Autorenlounge
Steig bei der Warte 15
67595 Bechtheim



Für Jimmy

**Ohne dich hätte ich vieles hiervon
nicht erlebt und dieses Buch
würde es nicht geben.**

Vorwort

Heute Morgen stand wie häufig in dieser Jahreszeit Gartenarbeit auf dem Programm. Eine prima Gelegenheit für imaginäre Dialoge mit einem Protagonisten aus meiner Romanserie *Sehnsucht nach ...* Doch heute beherrschten weder Melvin noch Jackie die Gedanken und auch nicht Tom oder Jason. Nein, ich grübelte über dieses Vorwort.

Aber ich schweife ab. Also noch mal von vorn.

Ich sah mich nie als bleeding Heart, bringe jedoch mein ganzes Herzblut ein, wenn mir etwas wichtig ist.

Diese Geschichte begann am 27. September 1998, ein Tag, den ich niemals vergessen werde. Aus reiner Neugierde suchte ich an diesem Sonntag nach Informationen über die Todesstrafe und fand die Webseite der Canadian Coalition. Auf dieser entdeckte ich das Bild eines jungen Afroamerikaners. Seine traurigen Augen packten mich und als ich las, dass er zu Unrecht im Todesstrakt saß, drängte etwas in mir, dieser Behauptung auf den Grund zu gehen.

Und so las ich alles, was Tracy und Dave aus Toronto über diesen Mann und seinen Fall veröffentlichten. Ihre Angaben, zu denen auch Zeugenaussagen gehörten, erschienen so stichhaltig, dass sie mich von seiner Unschuld überzeugten.

An dieser Stelle wäre es sicherlich einfacher und bequemer gewesen, mit dem Leben weiterzumachen. Wenn nötig, konnte ich mir ja einreden, dass ich am andern Ende der Welt sowieso nichts gegen dieses Unrecht unternehmen konnte.

Aber so ticke ich nicht.

Also schaute ich nicht weg und schaffte das auch in Zukunft nie wieder.

In den darauffolgenden Jahren pendelte ich zwischen Kochtopf und Todesstrakt, stand im Laufe der Zeit mit mehr als 750 Gefangenen über meinen Verein in Kontakt.

Das Leben hier in Deutschland ging dennoch weiter. Die Ehemänner wechselten, das Dilemma, auf zwei Hochzeiten gleichzeitig zu tanzen, blieb.

Dies ist kein Buch über die Todesstrafe, sondern eines, in dem zum Tode Verurteilte eine tragende Rolle spielen. Es ist meine Geschichte, die sich eng mit einigen Menschen im Todesstrakt und ihren Angehörigen verknüpfte.

Es war eine aufregende Zeit. Kräftezehrend, bewegend, mitunter traurig, aber mit durchaus komischen Momenten durchsetzt. Ein Abschnitt meines Lebens, in dem ich mich mit ganzem Sein der Abschaffung dieser barbarischen Strafform widmete.

Die unrechtmäßig Verurteilten lagen mir besonders am Herzen. Dabei spielte es keine Rolle, ob es um vollumfängliche Unschuld ging oder darum, dass die Schuld des Betreffenden ein Todesurteil nach geltendem Gesetz nicht rechtferigte.

Nach Jahren verliebte ich mich in einen Inhaftierten. Etwas, das ich niemals für möglich und schon gar nicht geplant hatte. Etwas, dass ich bis dahin weder nachvollziehen konnte, noch guthieß.

Natürlich sträubte ich mich gegen diese Empfindungen, aber irgendwann ließ sich das Herz nicht länger vom Verstand in die Schranken weisen. Mehr als tausend Briefe reisten in der Folge von Deutschland nach Texas.

Blicke ich heute zurück, fühle ich ambivalent. Der pragmatische Teil in mir versteht auch jetzt nicht, wie ausgerechnet mir das passieren konnte. Doch zu jener Zeit triumphierte das Herz. Entmachtete die Vernunft.

Mein Bekanntheitsgrad sorgte dafür, dass ein beachtliches mediales Interesse aufkam. Unsere Heirat wurde schließlich von einem Fernsehteam begleitet und von Steffen Hallaschka in seiner Sendung Stern TV als ›Hochzeit des Jahres 2011‹ bezeichnet.

In dieser Biografie teile ich meine ganz persönlichen Erlebnisse und Begegnungen aus der Zeit, in der ich für den Kampf gegen die Todesstrafe brannte. Darüber hinaus gewähre ich erstmals einen Einblick in die Geschichte hinter den Schlagzeilen.

Am Ende des Buches finden sich Zeitungsartikel von damals und einige exklusive Fotos.

Rechtliche Informationen

Ich veröffentliche diese Biografie unter meinem offenen Pseudonym, unter dem ich auch meine Romanreihe *Sehnsucht nach ...* herausgebracht habe.

Diese Biografie beruht auf meinen Erlebnissen und spiegelt meine subjektiven Empfindungen und Meinungen wider. Ich habe manches weggelassen, aber nichts aus dramaturgischen oder irgendwelchen anderen Gründen hinzugefügt.

Da ich reine Erzählungen langweilig finde, habe ich dieses Buch in Romanform verfasst. Die Dialoge sind natürlich keine exakte Wiedergabe, aber den realen Unterhaltungen nachempfunden.

Datenschutz und Schutz der Persönlichkeitsrechte

Um die Rechte jedes Einzelnen zu wahren, wurden alle Namen geändert, sofern es sich nicht um Personen des öffentlichen Lebens handelt. Die Geschichten hinter den handelnden Personen hier in Deutschland/Europa wurden zum Schutz der Persönlichkeitsrechte verfremdet. Das betrifft vor allem die Familienverhältnisse. Um keine Verwirrung zu stiften, haben auch die zum Tode Verurteilten und die Menschen in deren Umkreis neue Namen erhalten.

Die in diesem Buch enthaltenen Falldarstellungen wurden auf der Grundlage von juristischen Dokumenten erarbeitet (Prozessprotokolle, Zeugenaussagen u. a.), die der Betreffende zur Verfügung gestellt hat. Hinzu kamen öffentlich zugängliche Informationen. Nicht vergessen möchte ich die Berichte der Verurteilten, die mir dabei halfen, ihr Leben zu rekonstruieren.

Alle fallbezogenen Informationen sind nach bestem Wissen und Gewissen wahrheitsgemäß wiedergegeben. Dieses Buch erhebt allerdings keinen Anspruch auf Vollständigkeit und ebenso wenig auf eine umfassende Falldarstellung, da das den Rahmen des Buches gesprengt hätte.

Wie alles begann



Ich war noch nie so froh, dass wir in einer Wohnung im Erdgeschoss lebten, wie an jenem regnerischen Novemberabend. Wir kehrten gerade aus New York zurück und ich musste meinen schweren Koffer glücklicherweise nur fünf Stufen nach oben hieven.

Paul stellte sein Gepäck im Flur ab und steuerte den Kühlschrank an. Ich verschwendete keinen Gedanken daran, wie es hätte sein können, sondern freute mich über mein vierpfotiges Begrüßungskommando. »Hallo Lieblingskater.« Den Koffer beiseiteschiebend, ging ich in die Hocke und schloss das warme, weiche Fellknäuel in die Arme. Ich drückte meine Nase in Simbas braunes Fell, liebte seinen Duft und erkannte an seinem Schnurren, dass der Kater die Zärtlichkeit ebenso genoss.

»Du hockst mitten im Weg.«

Simba im Arm rutschte ich zur Seite, um Paul ja keinen unnötigen Schritt zuzumuten, auf seinem Weg ins Bad.

Willkommen zu Hause!

Seit sieben Jahren nannte ich inzwischen diese Kleinstadt nahe der niederländischen Grenze Heimat. War damals, ohne lange darüber nachzudenken oder ihn wirklich zu kennen, zu Paul gezogen und wir heirateten.

Ich hätte nicht sagen können, was mein Traummann mitbringen musste, dass Paul es nicht war, erkannte ich allerdings bald. Vermisste die Schmetterlinge im Bauch, teilte stattdessen ein unspektakuläres Leben mit einem Mann, der sich am glücklichsten wähnte, klebten wir wie siamesische Zwillinge aneinander. Selbst im Sommer hielt seine verschwitzte Hand meine fest umschlossen, während ich nach Freiraum hungrerte. Nach Liebe. Etwas Bedeutungsvollem.

Sofort fiel mir Lemar ein. Gelang es, ihn zu retten, fehlte nur noch der passende Partner.

Ich betrat unsere Wohnküche mit der gemütlichen Sitzcke und zog die Vorhänge zu. Paul saß bereits am Tisch. Wirkte genervt. Vor ihm stand ein Bier. Ich holte eine Flasche Wein aus dem Kühlschrank, schenkte mir ein und setzte mich zu ihm. Am Glas nippend, sehnte ich mich nach meinem Bett. War hundemüde, was auch daran lag, dass ich im Flugzeug kein Auge zubekam. So forderten die mehr als vierundzwanzig Stunden ohne Schlaf mittlerweile ihren Tribut.

Totale Übermüdung hielt mich nicht auf dem Stuhl, ließ mich aufgedreht durch die Wohnung tigern.

»Komm endlich her und setz dich. Das alles kann bis morgen warten«, rief Paul aus der Küche.

Ich antwortete nicht, kehrte eher widerwillig zu ihm zurück und pflanzte mich auf einen Stuhl. Trank einen Schluck Wein. »Wie schnell die zehn Tage vergangen sind.« Ich sprang auf, denn mir war eingefallen, was nicht bis morgen warten konnte.

»Ich checke eben die Mails«, rief ich halb in meinem Arbeitszimmer angekommen, das zur Hälfte Paul als Spielzimmer diente. Er liebte Computerspiele, konnte stundenlang damit zubringen. Im großzügig bemessenen Zimmer fanden daher neben zahlreichen Bücherregalen zwei komplett ausgestattete Computerplätze Raum.

Ungeduldig wartete ich darauf, dass der Computer hochfuhr, gab hastig mein Passwort ein. Obwohl wir uns kürzlich ein flottes Modem gegönnt hatten, dauerte es mir zu lange, bis das Mail-Programm startete.

682 Mails!

Das Herunterladen würde dauern. Um keinen Streit zu provozieren, kehrte ich in die Küche zurück. »Vielleicht ist was von Lemar dabei.«

»Von seiner Familie«, korrigierte Paul.

»Was sonst.« Dass Lemar nicht mailen konnte, bedurfte keiner Erwähnung.

Ich dachte an die Zeit mit Lemars Eltern. »Ava, you are our hope!«, hatte sein Vater beim Abschied gesagt. Er gab mir drei Aktenordner mit Dokumenten und hoffte, diese fremde Frau aus Deutschland - ich - würde ein Wunder bewirken. Lag ich später in New York nachts wach und auch während des Rückflugs, arbeitete ich mich durch diese Ordner mit Zeitungsberichten, Zeugenaussagen und Gerichtsprotokollen.

»Ich schau mal ...«

Bei einem Großteil der Mails handelte es sich um lästige Werbung, die ich sofort löschte. Übrig blieben persönliche Nachrichten, die getrost bis morgen warten konnten. An diesem Abend interessierte mich nur, was über Rons Mailingliste hereinkam. Ich scrollte runter und stoppte bei einer Mail mit dem Betreff *Pennsylvania*.

Diese öffnete ich und las: *Hinrichtungstermin für Lemar A. Johnson festgesetzt!*



Nicht ganz fünfzehn Jahre alt las ich einen Artikel in einer Jugendzeitung über die Hinrichtung von Ethel und Julius Rosenberg, die sich am 19. Juni 1978 zum 25. Mal jährte. Der Zeitungsbericht beschrieb zuerst die Exekution von Julius auf dem elektrischen Stuhl. Dann ging er auf dessen Ehefrau Ethel ein, die Minuten später in den Raum geführt und auf denselben Stuhl geschnallt wurde.

Schon mit vierzehn besaß ich nicht nur eine blühende Fantasie, sondern auch die Fähigkeit, mich in andere hineinzuversetzen. Wie

gebannt starrte ich auf die Zeitung und saugte jedes einzelne Wort auf. Die Vorstellung, wie man Ethel die Elektroden am Kopf befestigte, ließ mich erschaudern. Welche Panik muss sie erlitten haben, als man ihr eine Ledermaske über das Gesicht zog und die Welt sich für immer verdunkelte?

Mir wurde schlecht. Ich sprang auf, rannte zum Waschbecken in unserer Küche. Mit beiden Händen schaufelte ich mir Wasser ins Gesicht, trank einige Schlucke Leitungswasser und bemühte mich, mit ihnen die Übelkeit hinunterzuschlucken. Ich atmete tief ein und aus und wieder ein. Währenddessen formte sich in mir die feste Überzeugung, dass nichts rechtfertigte, dass Menschen anderen Menschen diese Grausamkeit antaten.

Das Schicksal der Rosenbergs ließ mich nicht mehr los. Es brachte die Erinnerung daran zurück, wie wir in der ersten oder zweiten Klasse Postkarten mit Rosen zu Angela Davis ins Gefängnis geschickt hatten. Auch ihr hatte die Todesstrafe gedroht. Am Ende sprach man sie von der Anklage *Unterstützung des Terrorismus* frei.

Vielleicht lässt sich etwas gegen diese barbarische Strafform ausrichten, dachte ich naiv. Dafür brauchte es mehr Informationen. Also suchte ich die Bücherei unseres Dorfes auf, untergebracht in der alten Villa, in der auch der Bürgermeister residierte.

Dort kannte ich mich bestens aus. Systematisch durchkämmte ich die Schränke. *Fehlanzeige!* Ok, mein Heimatdorf zählte gerade mal 2.000 Einwohner, sodass die winzige Bücherei vermutlich nicht die richtige Anlaufstelle war, betraf es ein derart ausgefallenes Thema.

Also schwang ich mich aufs Fahrrad, trat in die Pedale und erreichte das nächste Dorf elf Minuten später. Das Rad stellte ich an einen freien Platz im Fahrradständer und eilte hinüber zur Straßenbahnhaltestelle.

Ich warf zwanzig Pfennige in die kleine Box für Fahrscheine, drückte den Hebel runter und erhielt einen Papierstreifen, der die Fahrkarte darstellte. Während meiner gesamten Kindheit verspürte ich den Drang, ein einziges Mal diesen Hebel zu betätigen, ohne vorher die Pfennige einzuwerfen. Ich traute mich auch jetzt nicht.

Fünfzehn Minuten mit der Straßenbahn und ich erreichte die nächste Stadt, die mit mehr als 100.000 Bewohnern als Großstadt zählte. Die dortige Stadtbibliothek ließ mich übers ganze Gesicht strahlen. Ich liebte den Geruch alter Bücher. Der Raum mit Regalen so weit das Auge reichte, versprach die Erfüllung jedes x-beliebigen Lesewunsches. Zielstrebig schritt ich durch die schmalen Gänge, zog hier und da einen Band hervor. Enttäuscht stellte ich die Bücher zurück, sobald ich beim Lesen des Klappentextes erfasste, dass keines von der Todesstrafe handelte. Ich stöberte weiter. Erkannte, dass ich Hilfe benötigte, und hielt nach der Bibliothekarin Ausschau.

»Du suchst WAS?«

»Ein Buch über die Todesstrafe in den USA.«

»Sowas haben wir hier nicht. Beschäftige dich lieber mit vernünftigen Dingen.«

Desillusioniert begab ich mich auf den Heimweg.

Inzwischen ist mir klar, wie einfältig es war, in einer ostdeutschen Bibliothek Bücher über die Todesstrafe in den USA zu erwarten. Zu der Zeit verstand ich nicht, was an meinem Interesse nicht vernünftig sein sollte.

Die Zeit verging. Ich schloss die Schule ab und begann eine Ausbildung zur Industriekauffrau mit Abitur. Mein Wunsch, Journalistin zu werden, entstammte der Leidenschaft fürs Schreiben. Es dauerte ein reichliches Jahr, bis ich erfuhr, dass dieser Berufswunsch eine Parteimitgliedschaft erforderte. Da das nicht infrage kam, brach ich kurzerhand die Lehre ab und suchte mir Arbeit. Diese fand ich in einem Büro und als man mir anbot, nebenbei eine Berufsausbildung nachzuholen, ergriff ich die Chance.



Unser Dasein umschloss eine Mauer, die der Bevölkerung nur begrenzten Freiraum zugestand. Die Sehnsucht des Volkes herauszufinden, was sich hinter dieser Mauer befand, wuchs. Der Drang nach Freiheit erstarkte, bis

er die Furcht überwand und seinen Ausdruck in zivilem Ungehorsam fand. Jeden Montag gingen die Menschen auf die Straße, um etwas zu verändern. Erst in Leipzig. Dann in Berlin. Schließlich überall in dem kleinen Land, das sich Deutsche Demokratische Republik nannte und von Demokratie genauso weit entfernt war wie eine x-beliebige Bananenrepublik.

Am Ende schafften es die Menschen mit Beharrlichkeit, auf friedliche wenn auch nicht leise Art die Tür ihres *Gefängnisses* aufzustoßen. Ein ganzes Volk durchbrach die Mauer, die es achtundzwanzig Jahre in seiner Freiheit beschnitten hatte. Die große weite Welt lud ein, sie zu entdecken und die DDR gehörte alsbald der Geschichte an.

Meine Cousine Conny lebte im Ruhrgebiet. Nachdem wir ein paar Mal telefoniert hatten, lud sie mich zu einem Besuch ein. So fuhr ich mit dem Zug für ein verlängertes Wochenende zu Conny.

Am Samstagabend gab sie zu Hause eine Party. Ein Kassettenrekorder sorgte für Musik. Zigarettenrauch waberte durch die Wohnung. Conny tanzte mit einer Flasche Wein durchs Wohnzimmer und füllte Gläser nach. Ich hielt ihr mein Glas entgegen.

Ihr Freund Paul, mit dem sie eine Wochenendbeziehung führte, kam mit einer Flasche Bier aus der Küche und setzte sich zu mir. Paul, ein sportlicher Typ mit Dauerwelle und Schnauzer, interessierte sich dafür, wie mein Leben in der *Zone* aussah. Wir redeten und tranken. Beide recht beschwipst, wanderte das Gespräch in eine andere Richtung und aus dem Geplauder wurde ein heißer Flirt, an dessen Ende wir im Bett landeten.

Conny fand das nicht komisch und setzte uns vor die Tür.

Wir suchten uns ein billiges Hotelzimmer und bevor wir uns am darauffolgenden Morgen verabschiedeten, tauschten wir Telefonnummern.

Jeder kehrte in das eigene Leben zurück. Paul in die Kleinstadt nahe der niederländischen Grenze. Ich in den tiefen Osten unweit von Polen.

Tage später meldete sich Paul und wir blieben in Kontakt. Regelmäßigen Telefonaten folgten Besuche und im Dezember 1991 zog ich zu ihm. Er hatte einen Transporter gemietet, um mich und meine

Habseligkeiten abzuholen. Ein halbes Jahr darauf feierten wir unsere Hochzeit.

Die erste Euphorie schwand schnell in der winzigen Wohnung, die wir anmieteten. Auf engstem Raum trennte uns mehr als uns verband. Dass es häufiger zu Auseinandersetzungen kam, lag nicht so sehr daran, dass Paul um einiges älter war, sondern dass zwei völlig verschiedene Charaktere aufeinanderprallten. Während ich im Heute lebte und das Leben generell leichten nahm, hing Paul mit halb leerem Glas in der Vergangenheit fest.

Kam Alkohol ins Spiel, trauerte er seinem Elternhaus nach, das Vater und Mutter bei ihrer Scheidung verkauft hatten. Unversöhnlich hatte er den Kontakt zu beiden abgebrochen. Der Vorwurf, ihm eine solide Lebensgrundlage verweigert zu haben, nagte auch mit vierzig noch an ihm.

Oft wäre ich am liebsten davongelaufen. Doch es gab kein Zurück, ich hatte alle Brücken hinter mir zerstört. Da es Paul wohl ähnlich empfand, arrangierten wir uns miteinander und fanden uns mit der Konsequenz der eigenen Entscheidung ab. Glücklich wurden wir beide nicht, erreichten jedoch einen Zustand gewisser Zufriedenheit.



Die Welt entwickelte sich weiter. Dieses Mal galt es nicht, eine Mauer niederzureißen, sondern Veränderungen technischer Natur kamen auf uns zu. Mobile Telefonie ermöglichte ständige Erreichbarkeit. Computer standen nicht länger nur in großen Firmen, fanden ihren Weg in private Haushalte und damit auch etwas, das sich Internet nannte.

Meine kaufmännische Ausbildung brachte mir zwar nicht den dringend benötigten Job, aber immerhin ein Angebot des Arbeitsamtes für eine Qualifizierung. Ein Jahr Computertraining machte mich fit für die neue Zeit und dann klappte es auch mit dem Job.

Direkt im Anschluss an die Weiterbildung fing ich in einer Bildungseinrichtung für Erwachsene als Sachbearbeiterin in Teilzeit an. Die Akademie veranstaltete vorwiegend Wochenseminare und es gehörte ein Trakt mit Zimmern dazu, in denen die Seminarteilnehmer übernachteten.

Die Todesstrafe hatte mich nie losgelassen. Ein weniger vollgepackter Alltag gab mir Zeit zum Lesen und ich nannte bald einen Büchereiausweis mein Eigen. Neuerliche Suche zeigte Erfolg. Ich fand einige Bücher zum Thema und las sie alle. Die Hinrichtung der Rosenbergs lag inzwischen vierzig Jahre zurück.

Eines Tages im Spätsommer 1998 kam Paul von der Arbeit und sagte: »Ava, was hältst du davon, einen Computer zu kaufen?«

»Das wäre toll«, jubelte ich.

Durch die Weiterbildung hielt ich mich für einen Profi und schließlich arbeitete ich im Büro mit einem solchen Teil. Einen Computer zu Hause zu haben, war daher der Traum meiner schlaflosen Nächte. Manchmal musste man Paul doch gernhaben.

An einem sonnigen Septembernachmittag fuhren wir zum örtlichen Kaufhaus und strebten direkt auf die entsprechende Abteilung zu. Eine Stunde später verließen wir das Geschäft mit zwei Kartons. Paul trug den sperrigen mit dem Monitor und ich den kleineren mit dem Rechner.

Zu Hause packten wir alles aus. Ich kümmerte mich um die Verkabelung, da Paul sich nicht auskannte. Schließlich kam der große Moment. Der Computer fuhr hoch und zeigte alsbald den Startbildschirm von Windows 3.1. und kurz darauf waren wir drin ... im Internet.

Bei Paul und Ava war der Fortschritt eingezogen. *Wow!*

Im Internet zu stöbern, entwickelte sich zu unserem gemeinsamen Hobby. Zu zweit saßen wir vor dem Bildschirm und bestaunten die neue virtuelle Welt. Noch lieber saß ich davor, wenn Paul seiner Arbeit nachging. Es ließ sich einfach ALLES in den Tiefen des World Wide Web finden. Und man brauchte nicht einmal das Haus zu verlassen.

Dieser Sonntagmorgen, es war der 27. September 1998, begann wie viele andere zuvor. Paul schlief noch und ich verhielt mich leise, damit dieser Zustand möglichst lange anhielt.

Ich setzte mich an den Computer und freute mich, das Internet für mich allein zu haben. Aus purer Neugierde gab ich ›Todesstrafe‹ in

Suchmaschinen wie Yahoo, Lycos oder AltaVista ein. Die Ergebnisse waren überschaubar. Aber wozu besaß ich passable Englischkenntnisse? Also versuchte ich es mit ›Death Penalty‹. Und siehe da, Suchergebnisse en masse.

Auf diese Weise fand ich eine Webseite von Lemar Johnson, der von sich behauptete, unschuldig im Todestraft zu sitzen. Als ich die ersten Zeilen las, ahnte ich nicht, dass dieser Morgen mein Leben grundlegend ändern würde.

Dass Lemar von Unschuld sprach, erinnerte mich sofort an *Die Verurteilten*, einen meiner Lieblingsfilme mit Tim Robbins.

In diesem geht es um Andy (gespielt von Tim), der zu Unrecht im Gefängnis sitzt für den Mord an seiner Ehefrau. In einer Szene behauptet Andy, unschuldig zu sein. Ein Mitinhaftierter meint daraufhin, dass er damit bestens an diesen Ort passen würde, weil jeder unschuldig sei, und ruft in die Runde: »Hey, Wood, weshalb sitzt du hier drin?« - »Ich? Mein Anwalt hat mich reingeritten ... Wir alle hier drin sind unschuldig, hast du das nicht gewusst?« Dass Wood log, lag auf der Hand.

Meine Neugier war geweckt und ebenso der Ehrgeiz herauszufinden, ob es sich bei Lemar um einen Andy oder nur um einen Wood handelte.

Also schnappte ich mir das dickste Wörterbuch, das wir besaßen, damit ich nichts falsch verstand, und vertiefte mich in Lemars Webseite.

Irgendwann unterbrach mich Paul und verlangte nach Frühstück.

Als er später satt und zufrieden auf dem Sofa vor dem Fernseher lag, kehrte ich zu Lemars Homepage zurück. Die veröffentlichten Zeugenaussagen nahmen jeden Zweifel, überzeugten mich, dass dieser junge Afroamerikaner im fernen Pennsylvania tatsächlich ebenso unschuldig war wie Andy im Film.



Lemar

Lemar, geboren 1970 in Philadelphia, war das jüngste von vier Kindern und wuchs in dem Teil der Stadt auf, den er selbst als Ghetto bezeichnete. Seine Familie besaß nur wenig, aber einer sorgte für den anderen. Sein Vater war als Organist in verschiedenen Kirchen tätig und Lemar begleitete ihn oft zu den Gottesdiensten. Kein Wunder, dass er bald Mitglied eines Kinderkirchenchores wurde und bereits mit fünf Jahren auftrat. Als Jugendlicher gründete er seine Band Sensation und war erfolgreich bei Nachwuchswettbewerben. Das ging so weit, dass allmählich namhafte Produzenten auf die Band aufmerksam wurden. Inzwischen standen sie kurz vor der Unterzeichnung eines Vertrages.

Bis zum 22.10.1991 war Lemars Welt in Ordnung.

Die Nacht zuvor hatte er bei seinem Vater geschlafen, der ihn am frühen Nachmittag zum Bus brachte. Dieser fuhr um 13:53 Uhr ab und brauchte eine halbe Stunde bis in das Viertel, in dem Lemar aufgewachsen war. Dort traf er Freunde und am Abend sollte eine Probe mit der Band stattfinden.

Am gleichen Tag in einem anderen Viertel von Philadelphia wurde um 13.54 Uhr ein 17-jähriges Mädchen erschossen und ihre Ohringe gestohlen.

Die dortige Polizei war zu dieser Zeit berüchtigt für Rassismus und Korruption. Dass die Volksseele wegen dieses sinnlosen Mordes am helllichten Tag hochkochte, setzte die Behörden unter immensen Druck, schnell einen Täter zu präsentieren.

Nicht verwunderlich, dass die Polizei zuerst im Ghetto suchte, wo Lemar nicht nur Freunde besaß. Irgendwer brachte seinen Namen ins Spiel und ihn damit in den Fokus der Ermittler.

Im Laufe der Untersuchung wurden der Freundin des Mordopfers und Augenzeugin des Verbrechens Fotos vorgelegt. Sie sagte aus, Lemar habe eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Täter, aber sie könne ihn nicht identifizieren.

Währenddessen hörte Lemar von Gerüchten, die ihn mit dem Mord in Verbindung brachten. Um diese aus der Welt zu schaffen, meldete er sich bei der Polizei und stellte sich für eine Befragung zur Verfügung. Die Beamten ließen ihn eine Stunde warten, bevor sie ihm mitteilten, es gäbe keine Fragen und ihn nach Hause schickten.

Mehrere Zeugen beobachteten das Verbrechen und sagten übereinstimmend aus: Der Täter war mindestens so groß wie das Opfer (1,8 m), wog etwa 90 kg und besaß eine sehr dunkle Hautfarbe.

Im Vergleich dazu maß Lemar 1,65 m, wog damals runde 60 kg und hatte keine besonders dunkle Haut.

Die Augenzeugen berichteten später, dass die Ermittlungsbeamten sie drängten, Lemar zu identifizieren. Einige taten es - andere nicht.

Am 8.11.1991 wurde Larry Peterson verhaftet, weil er eine Frau geschlagen hatte. Larry war Mitglied von Lemars Band und die beiden stritten häufig.

Nachdem Polizisten Larry zur Sache befragt hatten, brachten sie ihn in die Mordkommission. Dort wurde er an einen im Boden verankerten Stuhl gefesselt und stundenlang von fünf Beamten verhört. Diese schüchterten ihn massiv ein und vermittelten ihm das Gefühl, man wolle ihm den Mord anhängen.

Irgendwann nahm das Gespräch eine Wendung und Larry erkannte, dass er seinen Hals aus der Schlinge ziehen konnte, indem er Lemar belastete. Die Polizisten stellten ihm darüber hinaus in Aussicht, für eine Aussage gegen Lemar die eigenen laufenden Ermittlungsverfahren unter den Tisch fallen zu lassen.

In der Folge sagte Larry aus, er habe Lemar bei der Probe an dem betreffenden Abend mit einer Waffe gesehen und er hätte ihm gegenüber den Mord zugegeben.

Alle anderen Bandmitglieder bezeugten, dass das nicht stimmte und auch Larry Peterson nahm später seine Aussage zurück, erklärte, sie sei unter Zwang erfolgt.

Die Tatwaffe wurde nie gefunden. Auf dem beim Kampf mit dem Opfer von dessen Kleidung abgerissenen Knopf befanden sich nicht Lemars Fingerabdrücke, eine Tatsache, die man im Prozess nicht erwähnte. Es wurde außerdem nie ein ballistisches Gutachten erstellt, dass bewiesen hätte, dass der Täter aufgrund des Schusswinkels mindestens so groß wie das Opfer gewesen sein musste. (Was die Augenzeugen übereinstimmend aussagten.)

Der Pflichtverteidiger lud im Prozess keinen einzigen der Augenzeugen, die Lemar nicht identifiziert hatten.

Lemar sah seinen Anwalt vorab nur einmal – am Tag vor dem Prozess. Dieser Anwalt hatte zu der Zeit die meisten anhängigen Todesstrafprozesse auf seinem Tisch. Er war weder finanziell noch personell in der Lage, all diese Fälle gebührend zu bearbeiten, und so ließ sich Lemars Verurteilung in erster Linie auf seine Inkompetenz zurückführen.



Die Webseite über Lemars Fall, die ich eingehend studierte, enthielt eine E-Mail-Adresse, die es erlaubte, ihm eine Nachricht zu hinterlassen, die die Kanadier per Post an das Gefängnis schicken würden.

Selbstverständlich nahm ich diese Möglichkeit in Anspruch und erzählte Lemar, von diesem Sonntagmorgen an dem ich ihn fand. Außerdem ließ ich ihn wissen, dass ich an seine Unschuld glaubte. Da es mir an der nötigen Fantasie mangelte, mir vorzustellen, wie der Alltag eines Todestraktinsassen aussah, fragte ich danach.

Überzeugt, dass Lemar zu Unrecht verurteilt worden war, wollte ich ihm helfen und sah einen Weg darin, eine deutsche Homepage zu seiner Unterstützung ins Leben zu rufen. Beabsichtigte, auf sein Schicksal aufmerksam zu machen, was hoffentlich seinem Kampf für Gerechtigkeit helfen würde. Natürlich schrieb ich auch darüber.

Diese Spontaneität gehörte zu mir, war schon immer eine Frau der Tat, die sich ohne Zögern in neue Abenteuer stürzte. Dass es sich hier nicht um ein Abenteuer, sondern um einen harten Kampf handelte, der mich bald völlig vereinnahmen würde, ahnte ich da noch nicht.